

## Die russische Botschaft.

Neues Leben im Botschafterviertel.

Das seit Kriegsbeginn vereinsamte russische Botschaftsgebäude wird instand gesetzt. In der Dornröschenabgeschiedenheit des Botschaftercottage links vom Rennweg erhebt sich in der Reissnerstraße ein einstöckiges Gebäude. Der einsame Hof, die verschlossenen hohen Fenster und die versperrte Vorballe deuten auf einen erfolgreichen Kriegsgewinner, der etwas früh im Jahre auf Ferien gegangen ist. Der Eindruck täuscht. Der Eigentümer dieses aus jeder Terrazzoplatte exterritoriale Unnahbarkeit ausstrahlende Palais ist der russische Staat. Während noch Kamenev, der für Wien in Aussicht genommene neue Botschafter, in Finnland angehalten wird, macht sich das vier Jahre lang versperrt gehaltene Botschaftsgebäude bereit, den neuen Herrn zu empfangen. Ohne daß man noch recht weiß, ob und wann der Botschafter eintreffen und wo er Aufenthalt nehmen wird, während noch die Sekretäre der Botschaft selbst nur provisorische Kanzleien als Gäste an anderem Orte innehaben, rührt es sich schon in dem verwünschten Schlosse mit dem blühenden Gartengürtel. Die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen setzt auch — Würsten, Weißbrot und Teppichklopper in Bewegung. Die Baumschere arbeitet, die elektrische Klingel wird probiert. Für alle Fälle! Denn noch schweben zahlreiche Vorträge, die zu lösen sind.

Zu der „diplomatischen“ Eigenheit familiärer in einem und um ein Botschaftsgebäude herum beschäftigten Personen gehört es seit jeher, daß sie nie „etwas wissen“. Der Wachmann an der Ecke weiß nichts und der Portier, übrigens ein bodenständiger Wiener, weiß auch nichts über die „neue Partei“ des ehemaligen herzoglich Nassauischen Palastes, der durch den imposanten Zubau der Botschaftskirche zu einer förmlichen russischen Kolonie wurde. Die Polizei bewacht die verlassenen Botschaften ständig seit Kriegsbeginn und mit bestem Erfolg. Die Wiener sind doch kultiviertere Leute. Ihnen bleibt erfreulicherweise ein stilvolles, altes Palais eine Stadtzierde, mag auch hundertmal eine feindliche diplomatische Mission darin gewohnt haben. Nur eine einzige Scheibe eines veremigsten italienischen Botschaftssekretärs mußte während des ganzen langen Weltkrieges daran glauben. Sonst ist im Diplomatenviertel alles in musterhaftester Ordnung.

Diese Betrachtungen werden durch eine überraschende Entdeckung in den Hintergrund gerückt. Im Kanzleitrakte der russischen Botschaft, einem unmittelbar an dieses schließenden, ebenfalls sehr ruhigen Hause, herrscht schon — Leben. Ein geregelter Amtsverkehr funktioniert bereits in einigen Doppelparterräumen. Durch ein Vorzimmer betritt man einen Warteraum mit Schalter im Hintergrunde. Der Raum ist von Parteien erfüllt: Man befindet sich in Russland. Es sind durchweg junge kräftige Leute zumeist, deren militärischer Habitus auf eine halbüberwundene Kriegsgefangenenvergangenheit hindeutet. Auch Arbeiter sind zahlreich da. Blusen und Klappen von jener bräunlichgelben Farbe, die man hier schon so gut kennt und breite hohe Stiefel. Und auf dem meist typisch slowakischen

Gesichtern das gutmütige Lächeln des Sohnes der sarmatischen Tiefebene.

Von Zeit zu Zeit wird das Schiebefenster des Schalters aufgezogen, und von innen ruft man mit fremdartiger Betonung einen Namen auf. Es schwirrt nur so von „Jesrems“ oder „Wladimirs“, wie in einem Dostojewsky- oder Andrejew-Drama.

„Nikodur Schachowstol!“ „Fedja Obuchow!“

Die Gerufenen melden sich und treten in die Kanzlei ein. Sie sieht aus wie eines der von Tschekow oder der Zapolska geschilderten stöckerrussischen Amtslokale, die — wäre sie nicht in der Wiener Reissnerstraße — in Kiew oder Moskau sein könnte.

In achtungsvoller Haltung stehen die Parteien vor den Beamten, die ihnen ihrerseits in höflichem, fast freundschaftlichem Tone die Personaldaten abfragen. Man sieht dann auf großen Formularen Lichtbilder mit Amtsstempel in den Ecken aufstecken. Es sind Pässe, die an russische Staatsangehörige zu Aufenthalts- oder Reisezwecken ausgestellt werden. Oft bietet ein Verhör Agentenschwierigkeiten. Dann tritt der sprachkundige Leiter des Bureaus in Aktion, und mit zwei Worten vermag er dem vergnügt grinsenden Wolgajohn das Innerste seiner Zukunftsabsichten abzufragen. Die anderen warten mit echt russischer Geduld vor dem Schalter, schieben die Tellerklappen weit nach rückwärts und haben die Daumen in den Gürtel.

Auch in der Postkanzlei erhofft man baldige entscheidende Nachrichten. Einstweilen geht der diplomatische Verkehr noch gänzlich durch die spanische Botschaft. In der Reissnerstraße werden bloß die Agerden erledigt, die sich aus der Notwendigkeit der Postkontrolle und Legitimierung für Reisen und Aufenthalte russischer Staatsangehöriger ergeben. Aber schon ergibt es starken Parteienverkehr.

Vor einigen Tagen ist der neue ukrainische Botschafter Dr. Kalojlow hier eingetroffen. Eigentlich hätte er gleichfalls einen „Anteil“ an dem Botschaftsgebäude. Folgerichtig müßten auch die Vertreter der übrigen Föderativstaaten darin so und so viel Räume zugewiesen bekommen. Daraus wird natürlich nichts werden. Das schmucke Palais des Herzogs Adolf von Nassau wäre ja doch viel zu klein für ein solches „Massenquartier“ der Diplomaten. Nun ist es vier Jahre unbenutzt, seitdem der letzte russische Botschafter in Wien, Nikolaus v. Schebeko, am 9. August abreiste. Und auch die prächtige Sehenswürdigkeit der russischen Kolonie, die 1897 erbaute Botschaftskirche an der Verbindungsbahn, ist seit Kriegsbeginn geschlossen.

Nach den ersten Friedensschlüssen kommt allmählich Leben ins Botschafterviertel. Telephonmonteure mit der umgehängten Werkzeugkiste tauchen auf. Vorläufig nur in der Reissnerstraße. Aber wer weiß — vielleicht wird sich doch endlich auch in anderen Botschaftspalästen neues Leben zu regen beginnen.